

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 266.

Freitag, 29. September

1933.

Lutz sucht Braut für seinen Vater!

Roman von HANS HEUER

Schluß.

(Nachdruck verboten).

„Nicht auch, um mich zu ärgern?“

Sie druckte.

Er trat dicht an sie heran, umfaßte mit beiden Händen ihre schmalen Oberarme und sah sie an.

„Nun? Nicht auch, um mich ein bißchen zu ärgern?“

Sie nickte.

„Sie waren so . . . so ungezogen und . . . und sagten einmal, daß Sie mich lieber heiraten würden, als daß Sie zuließen . . .“

„Na und?“

Sie versuchte, sich aus seinen Händen zu befreien.

„Darüber war ich so wütend!“

„Es wäre Ihnen also sehr unangenehm gewesen, wenn ich Sie geheiratet hätte?“

Sie wand sich unter seinem Griff. Und ihr Gesicht war glühendrot.

Er hatte sie jetzt ganz nahe zu sich herangezogen.

„Antworten Sie, Git! Es wäre Ihnen sehr unangenehm gewesen?“

Sie wußte nicht, wohin mit ihrem Blick. Und antwortete zögernd:

„Ja . . . ich . . . ich wollte nicht deswegen geheiratet werden!“

„Sondern?“

Für den Bruchteil einer Sekunde sah sie zu ihm auf. Und da glaubte sie plötzlich um den Mund des Mannes ein merkwürdiges Zucken zu sehen, so, als läche er heimlich. Und seine Augen strahlten sie an, wie sie es nie zuvor bei einem Manne bemerkte.

„Sondern? Git, antworte!“

Da war es Git Stüwe, als weite sich ihre Brust, als zerbreche Angst und Sorge und Furcht und alles in ihr. Zurück blieb nur ein starkes helles Gefühl, das sich dem Mann entgegenwarf.

„Aus Liebe wollte ich geheiratet werden!“ schrie sie auf, halb schluchzend, halb lachend.

„Und deshalb den großen Umweg?“ sagte er und lachte nun wirklich. „Mädel, das hättest du doch viel einfacher haben können! Das hättest du mir damals auf dem Tennisplatz nur zu sagen brauchen!“

Und Git Stüwe merkte auf einmal, daß sie keinen Boden unter den Füßen hatte, daß der große Luß Eggebrecht sie hochgehoben hatte, damit ihr Mund den seinen erreiche.

„Na, Küßchen geben!“ befahl er. „Schön Küßchen geben!“

Und da sie nicht wußte, was sie mit ihren Armen anfangen sollte, schlang sie sie um seinen Hals, so fest, daß sie ihm fast den Atem abdrückte.

„Du . . . du . . . langer Pulatsch du!“

„Na, wenn du wieder schimpfen kannst, ist das Vaterland ja gerettet!“

Da besann sie sich.

„Um Gotteswillen . . . und dein Vater?“ flüsterte sie.

„Na dann wollen wir mal sehen, wie es ihm geht!“

sagte er, nahm ihre Hand und zog sie ins Nebenzimmer.

Verblüfft blieb Git Stüwe auf der Schwelle stehen.

Der schon beinahe Totgeglaubte saß gemütlich in einem behaglichen Sessel, rauchte genüsslich eine dicke Zigarre, und neben ihm saß Frau Elmenhorst. Und die beiden unterhielten sich, als gelte es, ungeheuer wichtige Probleme zu lösen.

Als sein Blick auf Git Stüwe fiel, flog ein Lachen über sein gutmütiges Gesicht.

„Na, Brigitte, wie geht es Ihnen denn?“

Git konnte nur stammeln: „Sie sind nicht . . . nicht schwerverletzt?“

„I wo werd' ich denn! Daß ich mich bei dem Flug durch die Luft etwas unsanft auf meinen wertvollsten Körperteil setzte, inmitten einer grünen weichen Wiese noch dazu, kann man ja nicht gerade eine schwere Verletzung nennen!“

„Aber Sie waren doch bewußtlos!“

„Da sehen Sie, daß wir Alten doch schlauer sind als die Jungen! Ich war gar nicht bewußtlos, ich habe bloß so getan! Und als ich hier ankam, habe ich dem Professor mein Leid geklagt . . . der hat mich sofort verstanden, hat gelacht und gesagt: Das kleine Fräulein werden wir schon kurieren!“

„Wovon kurieren?“

„Sie wollten mich alten Mann doch absolut heiraten!“

Na, und ich . . . ich wußte mir keinen andern Ausweg mehr, als daß ich den Schwerverletzten spielte, damit Sie ein schlechtes Gewissen kriegen und sich heimlich drücken! Mir war das alles schon ein bißchen zuviel, Brigitte . . . und nun noch die Geschichte mit dem Autounglück — ich sagte mir, wenn ich die Brigitte Stüwe heirate, nehme ich ein Ende mit Schrecken, früher oder später. Und dazu fühlte ich mich wieder zu jung, also . . .“

Git Stüwe hatte begriffen. Und fand den befreiten, heiteren Ton:

„Sie sind ja noch viel gefährlicher als ein Dreißigjähriger!“ rief sie. „Nur, um mich loszuwerden, spielten Sie den Dreivierteltoten! Und was wird nun? Soll ich vielleicht als verlassene Braut zu meinem Vater zurückkehren?“

„Ihr Vater hat ja sowieso nichts zu sagen, Brigitte! Schade nur, bei mir zuhause liegen fünfhundert Heirats-offerten. Wenn die von Männern wären, würde ich sie Ihnen als Abschiedsgeschenk vermachen. Außerdem kann ich Ihnen eine tüchtige Heiratsvermittlerin empfehlen, die bringt Ihnen die Männer gleich ein gros ins Haus. Die Adresse lassen Sie sich von meinem Sohn geben!“ sagte Anton Eggebrecht schmunzelnd.

„Ist schon nicht mehr nötig, Vater. Git Stüwe will aus Liebe geheiratet werden . . . und da habe ich mich

ihrer erbarmt, weil es mir nämlich zufällig genau so geht!"

"Na, dann ist ja alles gut!" atmete Anton Eggebrecht auf. "Dann habe ich ja nichts mehr zu befürchten!"

"Und wie ist es nun mit dir, Vater? Soll ich dir noch eine andere Braut suchen?"

"Danke! Da du dir aber deinem alten Vater gegenüber verschiedene Frechheiten erlaubt hast, die bestraft werden müssen, habe ich Frau Elmenhorst überredet, dir den Auftrag zu entziehen, den sie dir erteilt hat! Sie braucht das Haus in Dahlem nicht mehr, weil sie mir eben sagte, daß sie ein Häuschen in Zehlendorf-Machnow auch sehr schön finde!"

26.

Heinrich Stüwe strich sich mit einer beinahe wollüstigen Bewegung über seinen wirklich ansehnlichen Bauch.

"Also, so jut hat's mir seit acht Jahren nicht geschmeckt! Einfach fabelhaft! Ein — tatsächlich! — ein Jötterfräß war das! Ich kann Ihnen nur mein Kompliment machen! Ich sage Ihnen, was sich heutzutage alles Köchin schimpft . . . so was müßte direkt weisen Herabsetzung eines künstlerischen Frauenberufs auf Lebenszeit ins Zuchthaus festgedeckt werden!"

Die Dame, zu der Heinrich Stüwe das alles sagte, sah ihm gegenüber. Das knochige Gesicht hatte erst einen etwas mürrischen Ausdruck, so, als habe irgend jemand sie grenzenlos beleidigt. Aber bei dem Lob aus dem Munde dieses wirklich gediegenen Essers erhellten sich die grämlichen Züge merklich, der schmale, bisher verkniffene Mund wurde allmählich breiter, aus Grämlichkeit und Mürrisheit wurde ein richtiges, etwas bissiges Lächeln. Aber immerhin ein Lächeln.

"Mein Freund Eggebrecht hatte eben keine Ahnung von Ihren Fähigkeiten! Lobt hat er Ihre Kochkünste, liebe Frau Burberg . . . und ich habe mir jedacht: Solche Menschen, die so was ja nicht zu schätzen verstehen, die haben Jottesjaben! Es ist geradezu ein Glück, daß Sie jesungen sind und den Weg zu mir jesunden haben!"

"Sie haben mir ja einmal gesagt, wenn ich Herrn Eggebrecht verlasse . . ."

"Freilich, freilich, weil er doch meine Tochter heiraten wollte, habe ich mir jedacht: Wenn diese Perle einer Haushälterin einmal frei wird, dann muß ich mir befehlen, sonst schnappt sie mir ein anderer weg!"

"Es freut mich, daß es Ihnen geschmeckt hat!"

"Was heißt geschmeckt! Begeistert bin ich, liebe Frau Burberg! Geradezu begeistert! Also passen Sie mal auf, ich wollte Ihnen doch noch den Witz von dem kleinen Moritz in der Schule erzählen . . ."

Er lehnte sich behaglich zurück, die kleinen Äuglein genießerisch zusammengekniffen, die Hände über den Bauch gefaltet und sah zu Amalie Burberg hinüber, deren Mund zwar jetzt wieder die charakteristische Verkniffenheit ewigen Gekränktheits hatte, hinter der aber ein kleines verborgenes Zufriedensein schimmert.

"Also da fragte doch mal der Lehrer die Kinder in der Schule: 'Kann mir einer von euch sagen, wieviel Haare der Mensch auf dem Koppe hat?' Der kleine Moritz reckt sich fast den Arm aus und wackelt ungeduldig mit dem Zeigefinger. Na, der Lehrer tut ihm auch den Jesallen und fragt ihn. 'Bierundzwanzig Millionen dreihundertundsechzehntausendfünfhundertdreißig Herr Lehrer!' schreit der kleine Moritz begeistert hinaus. Sie können sich denken, daß der Lehrer einfach sprachlos war. 'Woher weißt du denn das so genau, Moritz?' fragt er kopfschüttelnd. Der kleine Moritz grinst und antwortet: 'Beweisen Sie mir das Jesenteil, Herr Lehrer!'"

Heinrich Stüwe gab selbst das Signal zum Applaus. Er lachte über seinen Witz schallend auf, lachte so herzlich und erschütternd, daß ihm schließlich die Tränen über die heißen Backen kollerten. Amalie Burberg verzog den Mund erst ein wenig, sein Lachen schütterte über sie hin, steckte sie an — und auf einmal stimmte

sie ein in dies Lachen. Lachte dröhnend und tief, wie ein alter General über einen fastigen Kasinowitz lacht oder wie Adele Sandrock lacht, wenn sie in besonders guter Stimmung ist.

Und die beiden Menschen merkten bei ihrem Lachkonzert nicht, daß die Tür geöffnet wurde und ein Mann auf der Schwelle stand, der fassungslos auf das Bild am Mittagstisch starrte, auf Amalie Burberg, die er immer nur beleidigt und gekränkt gesehen.

Und hinter dem Mann tauchten drei andere Gestalten auf, die ihn ins Zimmer schoben und dadurch der Heiterkeit ein Ende machten.

"Nanu?" sagte Heinrich Stüwe. "Frau Burberg, ich glaube, wir bekommen Besuch!"

Anton Eggebrecht sah Amalie Burberg an.

"Burbergen, wie kommen Sie denn hierher? Und was ist denn mit Ihnen los? Sie tun ja gerade so, als ob Sie lachen können!"

"Ich tue nicht nur so, sondern ich lache wirklich!" sagte sie und sah ihn beleidigt an. "Und das lasse ich mir von Ihnen nicht verbieten! Ich bin hier in einem Hause, in dem man mich und meine Fähigkeiten zu würdigen versteht . . ."

"Das stimmt auffallend!" bekräftigte Heinrich Stüwe. "Das hier ist ein anständiges Haus, lieber Anton! Hier wird auch geheiratet, wenn's nötig ist, aber ohne Heiratsinserat und ohne Heiratsvermittlerin!" Dann wandte er sich den andern Gästen zu. "Na, Tite? Bist du denn nun mit meinem Freund Anton endlich einig?"

"Ich habe auf deine Tochter Brigitte großmütig verzichtet zugunsten meines Sohnes, der schließlich auch alt genug ist, dem Standesamt einen Verdienst zukommen zu lassen!" antwortete Anton Eggebrecht, bevor Git Stüwe es tun konnte. "Im übrigen, darf ich dich mit meiner zukünftigen Frau bekannt machen?"

Heinrich Stüwe lachte.

"Na, dann ist ja die Jeschichte zu allgemeiner Zufriedenheit abgelaufen! Wann wird man denn zur Doppelhochzeit einladen?"

"Es kommt noch ein drittes Paar hinzu!" sagte Git Stüwe, und der neben ihr stehende Lutz ergänzte:

"Heinz Torsten hat sich meine Sekretärin geholt!"

Anton Eggebrecht warf einen schmunzelnden Blick auf Amalie Burberg.

"Wenn du dich ein bißchen beeilst, kannst du dich mit der Burbergen als viertes Paar anschließen!"

Heinrich Stüwe rieb sich das dreifache Kinn.

"Das . . . das muß ich mir doch erst noch gründlich überlesen, lieber Anton!"

Da wurde die Burbergen steif wie ein Stod, warf ihrem ehemaligen Hausherrn einen vernichtenden Blick zu, einen ihrer berühmten Blicke, drehte sich um — und tauchte tief beleidigt hinaus!

— Ende! —

Birke im Herbst.

War der Sommer nicht schon reich gesegnet?
Glüht noch immer größere Bollendung?
Meiner Blätter gold'ne Fülle regnet
Auf das Land in leuchtender Verschwendung.
Und sie schwingen sich wie helle Funten,
Die in Lebenseligkeit entglommen,
Durch die Luft. Bis sie, von Sonne trunken,
Still in Gras und Moos zur Ruhe kommen.

Jedes Blättchen, das ich nun entfende,
Ist ein großes Danken an die Erde,
Eine Bitte, daß sie Kraft mir spende
Und ich wiederum begnadet werde:
Daß ich nicht so ganz und gar verzage
In des Winters Not, der grausam kalten,
Daß die kleinen Knospen, die ich trage,
Einstmals sich in Sonne schön entfalten!

Roe Dronsen.

Sprung über die Grenze.

Skizze von Heinrich Rumpff-Zeuthen.

Eine halbe Stunde blieb Hans im Dunkel des Straßengrabs gegenüber dem elterlichen Haus. Durch die Holzladen sah er im selten benutzten Edzimmer Licht, und das beunruhigte ihn. Erfüllte ihn zwar mit heißer Sehnsucht, erinnerte ihn aber zugleich an die langen Monate, die er nun schon in der Ferne zubringen mußte, und an die Gefahr, die ihn hier im besetzten Gebiet auf Schritt und Tritt umgab. Trotzdem hatte er am Nachmittag bei Erhalt des Telegramms, das Mutters schwere Erkrankung meldete, keine Sekunde gezögert und war, von seinem sprichwörtlichen Glück begünstigt, jetzt schon hier in der oberschlesischen Heimat — und dennoch in Feindesland! Bei dem Gedanken wurde ihm heiß.

Nichts rührte sich, die Landstraße zum Dorfe lag finster und verlassen; so schlich er hinüber zum Hause, als die Uhr gerade zehn schlug, konnte sich jedoch nicht entschließen, am Edzimmer zu klopfen. Gespannt lauschend vernahm er eigenartige Kehlaute aus dem Inneren: Dort schnarchte jemand! Doch nicht der Vater? Sollte es so schlimm um die Mutter stehen? Hastig glitt er zur anderen Ecke; über der Haustür lagen Mutters Fenster — dunkel! Nun ja, kaum vier Stunden nach Empfang des Telegramms konnten sie ihn unmöglich erwarten. Er warf kleine Steinchen, die oben mit seinem Kirtren gegen das Glas schlugen; doch blieb alles stumm. Plötzlich aber wich die Haustür geisterhaft lautlos zurück. Mit einem Satz war Hans im Haus, vernahm des Vaters beschwörendes Geflüster, still zu sein, und lag eine Minute später oben im erleuchteten Schlafzimmer, dessen Fenster völlig abgedichtet waren, in den Armen seiner Mutter. Er staunte. Gewiß sah sie nicht bläsend aus und genau so mager wie nach den vier Kriegsjahren, aber keineswegs krank. Aber der Begrüßung von Vater und Schwestern fragte er nach der Ursache des Telegramms und erschrak, als alle ihn verständnislos anstarrten. „Wir haben keins gefandt“, sagte der Vater endlich, „Mutter war überhaupt nicht krank, aber seit heute Abend sind zwei Franzosen unten eingartiert.“

„Falle!“ sagte Hans ruhig in das entsehte Schweigen hinein. Die Mutter sammelte sich zuerst; in solchen Minuten wuchs sie über sich hinaus. Sie fragte, wann und wo er die Nachricht bekommen habe.

„Heute nachmittag gegen sechs in meiner Berliner Behausung“, antwortete Hans, und als die Mutter nach einem Blick auf die Uhr nicht begriff, fügte er mit seiner alten Schalkhaftigkeit hinzu: „Bin ganz einfach mit dem französischen Kuriersflugzeug geflogen. Blinder Passagier! Ein Kamerad hat mir dazu verholfen. Märchenhaft war es — bloß wenig gemütlich.“

Die vier schnappten nach Luft. Geradewegs bis Oppeln war er geflogen und im Flughafen ausgestiegen. „Und sie haben Dich nicht erwischt?“ fragten die Mädels in scharfer Bewunderung. — Hans schmunzelte. „Säße ich hier?“

Der Vater reichte ihm einen brandroten Zettel. „Zum Glück ohne Bild“, sagte er. Hans las, der Werkstudent Hans Runge sei als Aufstifter des Anschlages auf die beschlagnahmte Zeche Luise zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Für seine Ergreifung zahle die Besatzungsbehörde 3000 Mark Belohnung. Er ballte die Faust; das Geld hatte sich der Absender des Telegramms verdienen wollen! Dann wurde Hans sehr nachdenklich. Die Mutter hatte inzwischen die Fahrzeiten ausgerechnet. Daß ihr Junge flog, war nicht vorauszu sehen. Vor morgen früh konnten sie ihn auf keinen Fall erwarten. „Du mußt sofort wieder weg, Junge!“ sagte sie fest. Hans unarmte sie, sein Gesicht war nun wieder das alte, unbefümmerte, sieghafte, ja, fröhliche. Zu dem Entschluß war auch er gekommen, und er hatte einen fabelhaften Gedanken. „So gut wie hinein komme ich auch wieder hinaus“, rief er beinahe zu laut. Sie sahen ihn hingerissen an und zweifelten nicht an seinem Erfolg. Alles war kurz wie ein Traum, und nach einem Abschied, so hastig, daß niemand merkte, wie schwer er wurde, glitt Hans lautlos wieder hinunter und an dem Zimmer der schlafenden Häfcher vorbei in die Nacht.

Unterhalb Stunden später betrat er die Wachtstube des kleinen Grenzbahnhofes, der das besetzte Oberschlesien von Deutschland schied. Mit wirr ins Gesicht gezogenen Haaren und schläfrigen Augen, wie ein Tölpel aussehend, wies er dem deutschsprechenden Korporal geheimnisvoll einen brandroten Zettel — den Aufruf zur Ergreifung des Werkstudenten Hans Runge — und erklärte leise, das Geld verdienen zu wollen. Den Gesuchten kenne er von der Schule her, und daß er morgen hier erwartet würde, hatten ihm die bei den alten Runges eingartierten Soldaten erzählt; da wollte er ihn einfach aus dem Hause der Reisenden herauslocken, dann waren ihm die Dreitausend doch sicher, nicht wahr!?

Des Korporals Gesicht zeigte nach anfänglichem Mißtrauen Ärger; auch die herumstehenden Soldaten blickten nicht eben freundlich auf den Verräter, der die Frage, ob er denn kein Bedenken trage, einen alten Schultameraden auszuliefern, mit entwaffnen-

dem Grinsen beantwortet. Für dreitausend Mark? Dafür konnte man noch manches andere tun. Deshalb war er auch jetzt schon hier, damit ihm ja keiner zuvorkäme. Hier riß dem Korporal die Geduld. „Morgen früh kannst Du Dich wieder melden“, fuhr er den Schwäger barock an, „und jetzt schere Dich zum Teufel!“ — Diese Lösung paßte Hans durchaus nicht; doch erkannte er an den drohenden Gesichtern ringsum, wie notwendig es war, die schwül werdende Stimmung überraschend zu klären. Und nun legte er los, mit Jammern um sein Geld und Bitten, hier bleiben zu dürfen, daß ihm selbst vor soviel Dummheit und Habgier Hören und Sehen verging. Und schließlich machte der Korporal diesem gefährlichen Theater ein Ende, indem er kurzerhand den Tölpel vor die Türe setzte — auf den Bahnsteig! Draußen standen leere Viehwagen genug, rief er fluchend.

Hans trollte sich zufrieden; sein Glück machte ihn immer sicherer. Beinahe selbstverständlich erschien ihm, was er auf dem Bahnsteig sah: Auf dem zweiten Geleise stand ein ganzer leerer Güterzug unter Dampf, in Richtung Deutschland! Der Lokomotivführer schien bloß noch auf das Abfahrtsignal zu warten. Hans überlegte nicht lange. Er stolperte auf den leichten Güterwagen los und kletterte hinein. Jemand schrie hinter ihm her. Er blickte sich nicht einmal um, auch dann nicht, als aus der Gegend der Wachtstube halblautes Sprechen und unterdrücktes Gelächter zu ihm herüberdrangen. Nein, er warf sich ins Stroh und spürte mit unsagbarem Vergnügen, wie sich unter ihm die Räder leicht in Bewegung setzten. Und das Vergnügen steigerte sich noch, als er kurz nach der Abfahrt, seiner Rolle getreu, zur Tür stürzte und Anstalten machte, aus dem fahrenden Zug herauszuspringen. Da standen auf dem zurückbleibenden Bahnsteig die Franzosen mit Scheinverfern und bogen sich vor Lachen, die Wache bedeutete ihm mit dem Gewehr drohend, oben zu bleiben, und der Korporal brüllte mit entsprechender Handbewegung: „Deine Dreitausend kannst Du Dir in Berlin auszahlen lassen.“

„So viel Freundlichkeit!“ so schloß Hans später regelmäßig diese Schilderung — „hatte ich wirklich nicht erwartet.“

Der „Blaue Peter“.

Von Max-Georg v. Köller.

Wer am Wasser lebt, weiß, was es bedeutet, wenn eines Tags an einem Seeschiff diese weiß-blaue Flagge weht. Es ist die internationale Signalfarbe, genannt der „Blaue Peter“, und lustig im Winde flatternd, ruft sie jedem, den es angeht zu: Wir gehen heute noch in See.

Das bedeutet Abschied für viele. Das heißt kräftig Hand anlegen für die Besatzung, um alles bereit zu machen für die Ausreise. Nur wenige Stunden sind noch Zeit, bis es hinausgeht aufs Meer, über fremde Meere, zu fernem Küsten.

Bald heißt es Abschied nehmen von der Heimat, von den Lieben, die man zurückläßt.

Ein hastiges Treiben an Bord. Eifrige Geschäftigkeit in der ganzen Umgebung. Fieberhaft arbeiten die Stauer, um den Rest der Ladung durch die ungeheuren Luten herabzulassen in den gewaltigen Schiffsleib. Verlassen kommen und stoßen ab. Hafenarzt und Hafenpolizei erledigen die letzten Formalitäten. In der Maschine überprüfen Ingenieure und Maschinisten nochmals alle Teile, um dem Kapitän die Bereitschaft melden zu können. Der Verwalter kontrolliert den Proviant, der Koch empfängt seine Nationen. Die Kapitänskajüte gleicht einem Taubenschlag. Der Obersteuermann richtet noch das letzte her in den Passagieräumen und Kabinen, unterstützt von einem Schwarm seiner Gehilfen. Blumen schmücken alle Räume.

Dann kommen die Passagiere. Heitere und ernste Gesichter, Blumensträuße in den Händen. Mit neugierigen Blicken, denen sich eine neue Welt auftut, verschwinden sie im Labyrinth der schwimmenden Stadt. Bald stehen sie wieder an Deck im Kreise der Ährigen, die ihnen das Geleit gaben. Oder man sitzt beim Abschiedstrunk in der Ecke des Gesellschaftsraumes. Auch steht man still zurückgezogen in einsamem Zwiegespräch — Hand in Hand. Abschied! —

Laut schlägt der Gong durch die Räume, hell schrillt die Glocke übers Deck: Fremde von Bord! Umarmungen, Küsse, Händeschütteln. Dampf brüllt die Sirene über den Hafen. Schnell werden die Luten geschlossen. Der Lotse steht neben dem Kapitän auf der Kommandobrücke. Leise erzittert das Schiff. Die Maschinen beginnen zu laufen. Die Schlepper liegen bereit, den schweren Koloss in Bewegung zu bringen.

Laut hallt von der Brücke ein Kommando. Dide Troffen, die das Schiff noch hielten, klatschen ins Wasser. Langsam löst sich der Rumpf vom Kai.

Tücher schwenken, Hände winken, Zurufe hin und zurück. Versteckte Tränen, Luten der Schlepper, Klingeln des Maschinentelegrafen, Piffe von der Kommandobrücke, Musik. — Das sind

die letzten Minuten. „Muß i denn ...“ klingt es noch leise vom Winde getragen zum Lande hinüber. Möven umkreisen das Schiff, das sich im Dunst verliert. Am Deck steht noch der Koch in weißer Schürze. In der Hand schwingt er winkend den Kochlöffel. Am Lande hält eine Mutter ihr Kind hoch über die Köpfe der Menge. — — —

Der „Blaue Peter“ liegt schon zusammengerollt in seinem Fach — bis zum nächsten Mal. — — —

Die Laute.

Von Erich K. Schmidt.

Ich sollte das Lautenspiel noch erlernen. die kleine Freundin brachte mir ihr Instrument, mühte sich eine Stunde lang nach Kräften ab, mich einzuweisen in ihre Kunst, doch vergebens. Ist man schon zu alt? Sind die Finger zu steif geworden? Werden die Kräfte von anderen Dingen so stark absorbiert, daß nichts mehr übrig bleibt für das Lautenspiel?

Aber ich habe mir die Laute geliebt, sie hängt, seit Wochen schon, mit ihren bunten Bändern an der Wand. In verschwiegene Stunden bemühe ich mich, Akkorde zu greifen und längst vergessene Lieder zu singen. Eines namentlich, dessen Text ein junger Maler auf seinem Atelier immer lang, damals, als das Feuer der Jugend noch schlackenlos brannte: „Der Tod von Basel.“ Es klingt sehr lustig, trotzdem seine Strophen voller Grausamkeit sind; es ist eine groteske, volksliedartige, ja es ist eine gutmütige Grausamkeit. Man braucht sich ihrer nicht zu schämen.

Wenn man doch nur die richtigen Akkorde fände. So leicht scheint das für flinke Mädchensfinger. Aber die eigenen zupfen nur Mistöne hervor, die das Schalloch höhnisch verstärkt.

Doch wenn Kinder ins Zimmer kommen, die eigenen und fremde, selten genug, dann zerren die kleinen Hände an den klingenden Saiten, daß sie wimmern, weinen und schrillen. Ein Chaos von Klängen irrt über die Öffnung umher, hüpf, torkelt und springt und fällt schließlich, mit erlöstem Seufzer, in das dunkle Loch.

Bunte Bänder flattern vom Griff herab, seidig bestickt, voll lustiger Frühlingsworte. Die erhellen das Auge auch, wenn es in Wintermitten trübe blickt. Sie erzählen von viel lustigen Fahrten durch grüne Wälderwege, abends, wenn die Sonne Gold in junge Pupillen träufelt. Ein Widerhall von Mäienübermut steckt in dem Schalloch, du brauchst nur das Ohr in die Nähe zu halten. Ja, man braucht gar nicht spielen zu können, das Instrument registriert alle Töne im Raum, daß immer ein lustiges Echo aus der Ecke springt. Du magst lachen oder niesen. Dann tönt das Echo wie zarte Ironie. Und wenn du einmal weinst, so klingt es wie Mitleid und Schmerz.

Aber wenn die kleine Freundin kommt, wenn die verstimmten Saiten in die richtige Tonlage gebracht werden, dann jubelt die Laute. Hundert Volkslieder jubelt sie, die alle den Frühling weisen. Lieder von Löss, dramatisch und traurig, klingen dazwischen, von jungen hoffnungsvollen Lippen gesungen. Der Geist des schwermütig-troigen Wald- und Heidewanderers ist uns ganz nahe. Und der Alltag wird Schimäre. Und die Augen sehen eine andere Welt. Bunt, rotzig, von Sonne überstrahlt. Die Gedanken segeln zwischen weißen Schäfchenwolken, hoch oben am blauen Himmel, und Verden sind ihre jubelnden Nachbarn. Mitten in Herbstschauern und in Winterweisse ist die Seele wie ein lenzlicher Vogel auf einen guten hellen Ton gestimmt.

Und wenn du den Klangwellen der hängenden Laute folgst, so vernimmst du ein Echo in tausend anderen Zimmern, wo sie gleichfalls schweigend und doch leise vibrierend an den Wänden hängen. Ja, du hörst einen ganz fernen, zaghaften Ton, der kommt aus dem Herzen von China, wo eine ihrer Schweitern an gelben Bambuswänden verstoßen die Saiten regt.

Eine Laute — das ist ein merkwürdig Ding. So voller Leben in der finsternen Tiefe des Schallochs. Voll blühenden Übermutes auf den straffgespannten Saiten. Ich möchte eine Laute haben, auch wenn ich sie nicht richtig spielen kann.

Die gestern noch über meinem Diwan hing, die hat die böse kleine Freundin heute fortgeholt.

Neue Bücher

* Ernst Frhr. von Jungenfeld: „Ein deutsches Schicksal im Urwald“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Ernst Freiherr von Jungenfeld, der als Berufsoffizier und Flieger den Krieg mitmachte, wanderte, nachdem er noch an der Verteidigung Oberschlesiens gegen die Polen teilgenommen hatte, mit seiner Frau nach Südamerika aus, um sich dort als Siedler eine neue Existenz zu gründen. Von seinen Erfahrungen und Abenteuern als Pflanzler, Viehzüchter und Holzhändler, als Arbeitsloser und Zirkus-Angestellter gibt er nun einen spannenden Bericht. Hier wird nicht nur ein Einzelschicksal, sondern das Schicksal von Tausenden und aber Tausenden deutscher Auswanderer lebendig. Das Buch legt ein vorbildliches Zeugnis deutscher Tatkraft und deutschen Lebenswillens ab!

* A. Artur Kuhnert: „Karjane, Geliebte unseres Sommers“, Roman. (Verlag P. H. Reclam jr., Leipzig.) Wie in den beiden letzten Romanen „Fische im Fjord“ und „Die Männer von St. Kilba“ lebt auch der neue Roman in der nordischen Welt, in den endlosen Ebenen Estlands. Diese Sphäre gewaltiger Landschaft und der mit ihr verwachsenen Menschen hat in Kuhnert ihren jungen Meister gefunden. Hier ist ein Roman der Jugend, der jugendlichen Leidenschaften, denen die Liebe, die Freundschaft wie die Feindschaft unerbittliches Schicksal wird.

* Neue Ullstein-Bücher. (Verlag Ullstein, Berlin.) Die deutsche Minderheit im Kampf ist der politische Hintergrund zu einem Roman um drei Menschen, von Christa Anita Brück. „Der Richter von Meme!“ heißt das Buch; es spielt in den Maitagen der berühmten gewählten memelländischen Landtagswahlen 1932. — Gleichzeitig mit diesem Roman erschienen ein spannender Kriminalroman von M. R. Kinehart „Keine Spur!“, von E. Hamilton „Eine folgenschwere Entdeckung“, sowie der neue Kennfahrerroman der begabten jungen Katrin Holland „Die silberne Wolke“.

* „Aquariumpflege leicht gemacht.“ Von Dr. Walter Bernhard Sachs. Der Verfasser geht von dem modernen Grundsatz des biologischen Gleichgewichts aus: Das Aquarium soll so gestaltet werden, daß es den natürlichen Bedingungen möglichst angenähert wird. Dadurch wird die größtmögliche Annehmlichkeit für die Aquarientiere erreicht und zugleich die Mühe für Pflege und Reinigung auf ein Mindestmaß beschränkt. Die anschaulichen Zeichnungen und Pläne erläutern genau, wie man bei der Einrichtung eines Aquariums vorgehen muß.

* „Zwangsvollstreckung und Zwangsverwaltung.“ Von H. Schulz. (Verlag Wilhelm Stollfuß, Bonn.) Der Verfasser hat in einer allgemein verständlichen Schrift das Wichtigste und Wesentlichste über die Grundstücks-Vollstreckung in einfacher leicht verständlicher Sprache dargelegt. Wie der Gang des Verfahrens ist, welche Hypotheken oder Grundschulden von dem Erwerber des Grundstückes zu übernehmen sind und welche nicht, wie hoch das Mindestgebot der Kauflustigen sein muß, welche Sicherheitsleistungen von dem Bieter verlangt werden, an wen schließlich die Zuschlagung erfolgt, über Erlösverteilung und über zahlreiche andere Fragen gibt in leichtverständlicher Sprache dieses Bändchen Antwort.

* „Das Wechselrecht.“ Auf Grund des neuen deutschen Wechselrechts vom 21. 6. 1933. Bearbeitet von Dr. jur. P. Paul. (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Das neue deutsche Wechselgesetz vom 27. 6. 1933, das voraussichtlich am 1. 1. 1934 in Kraft treten wird und für fast alle europäischen und mehrere außereuropäische Staaten einheitlich gilt, bringt zahlreiche wichtige Neuerungen, insbesondere Milderungen der sogenannten Wechselstrenge. Mit ihnen und dem Wechselprozeß macht die kleine Schrift in leichtverständlicher Form vertraut.

* „Zwangsvollstreckung u. Vollstreckungs-schutz.“ Unter Berücksichtigung der Verordnung vom 25. 5. 1933. Von Heinrich Schulz. (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Diese Ausgabe will dem Gläubiger helfen erfolgreich vollstrecken zu lassen und dem Schuldner zeigen, wie er sich gegen unberechtigte Angriffe des Gläubigers zu wehren hat. Alle wichtigen Bestimmungen sowie die Vorschriften und die Rechtsprechung über die Zwangsvollstreckung und über das Offenbarungseid-Verfahren sind ausführlich und leichtverständlich erläutert.